

Di.
Morrissey

Im Tal
der roten
Ledern

Roman

*Aus dem australischen Englisch
von Alice Jakubeit*

Knaur Taschenbuch Verlag

Die englische Originalausgabe erschien 2006
unter dem Titel *The Valley*
bei Pan Macmillan, Sydney

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Februar 2011
Knaur Taschenbuch.

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Copyright © 2006 by Di Morrissey

Copyright © 2009 für die deutschsprachige Ausgabe bei Knaur Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur
mit Genehmigung des Verlages wiedergegeben werden.

Redaktion: Kerstin Kubitz

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Gettyimages / Jochen Schlenker

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-50796-4

*Gewidmet meiner gesamten Familie, überall.
Ganz besonders herzlich umarme ich meine Mutter Kay,
meine Tochter Gabrielle und meinen Sohn Nick;
und Barrie – willkommen in der Familie.*

DANKSAGUNG

Für Onkel Jim Revitt, mit dem ich die Erinnerung an das Aufwachsen in einer ganz besonderen kleinen Stadt teile. Danke für deinen (wie immer) konstruktiven und klugen Rat. Ich danke auch dir, Rosemary Revitt, für deine Besonnenheit und Herzenswärme. Danke, Onkel Ron Revitt-Jonach, dass du mir geholfen hast, Künstler und ihre Arbeit zu verstehen. Und ich danke meinem geliebten Boris, der immer für mich da ist und das Tal jetzt auch liebt.

Ein Dankeschön geht an alle bei Pan Macmillan – ihr seid ebenfalls wie eine Familie für mich: James Fraser, der vom ersten Buch an solches Vertrauen in mich gesetzt hat; die liebe Nikki Christer (ein guter Kumpel und eine großartige Lektorin); Jane Novak (klug, witzig und eine wunderbare Reisebegleiterin). Und immer zur Stelle mit Rat und Freundschaft: Ross Gibb, Jeannine Fowler, Roxarne Burns. Ein weiterer Dank geht an die hart arbeitenden, engagierten Vertreter von Pan Macmillan.

Ian Robertson gilt ein besonderer Dank. Er tut so, als sei er mein Anwalt, in Wirklichkeit ist er jedoch ein großartiger Erzähler, hervorragende Gesellschaft beim Lunch und in jeder Hinsicht inspirierend.

Ich danke der Künstlerin Katie Clemson, wie auch Liz Adams, für ihre begeisterte Unterstützung und weil sie ein phantastisches Testpublikum ist.

Ein weiterer Dank geht an die zahlreichen Menschen im Manning Valley, die mir in vielerlei Hinsicht geholfen haben. Außerdem: an Mave und Eric Richardson, Graham

und Chris Gibbons, Noël, Rachel, Jack und Madi Piercey, die Wingham Historical Society, Tom Wollard, Russell Saunders, Sue Mitchell (Manning Regional Art Gallery).

Einen besonderen Dank schulde ich Maurie Garland für die Erlaubnis, Auszüge aus seinem Buch *The Trials of Isabella Mary Kelly* (Brolga Books) über Isabella Kellys Leben zu verwenden.

DM

DAS TAL

Das Tal war ein kaum bekanntes Juwel. Eine sanft gewellte grüne Landschaft, durchzogen vom herrlichen Fluss auf seinem Weg zum Meer.

Wer das Tal kannte, kannte auch den Zauber dieser Landschaft.

Seit die ersten Bewohner über die Hügel, entlang des Flusses und durchs Tal streiften, war dies ein Land feierlicher Bräuche, des Korrobori und der Schöpfung. Dann kamen weiße Siedler mit Pferden und Vieh. Sie errichteten erste Holzhäuser im Busch, fanden und fällten die uralten Bäume. Es gab Morde und Geburten. Viele starben vor ihrer Zeit.

Zwei Jahrhunderte vergingen, doch das Tal blieb wenig bekannt. Diejenigen, die kamen – und blieben –, zog es in seinen Bann wie an eine Mutterbrust, hieß sie willkommen und schenkte ihnen Trost; hier fanden sie den Frieden, um ihr Leben leben zu können.

Das Tal war etwas ganz Besonderes, für alle, die es kannten.

PROLOG

Kelly's Crossing, 1840

Die Wolken teilten sich wie ein plüschiger grauer Vorhang und gaben den Blick frei auf einen streifigen Winterhimmel hinter dichtbewaldeten Bergen. Auf der Mitte dieser Bühne zogen drei Gestalten – zwerghaft in dieser Landschaft – über die schmale Schneise durch die uralten Bäume eines dichten Regenwalds. Der Pfad war zerfurcht. Ochsengespanne, Schlitten mit Baumstämmen und der eine oder andere Reiter hatten ihre Spuren hinterlassen.

Das Brausen eines rasch dahinfließenden Creeks wurde hörbar, und bald gelangten die Reisenden an eine normalerweise flache, felsige Furt. Sie machten an dem angeschwollenen Wasserlauf halt und betrachteten prüfend den Pfad, der in sanftem Winkel zum Fluss abfiel. Auf der anderen Seite stieg der Pfad steil an und führte über gefährlich lose Steine. Ross und Reiter mussten dort entschlossen und in vollem Galopp aus dem Wasser und die steile Böschung emporreiten.

Die drei Gestalten näherten sich dem Wasser noch ein Stück. Nur eine ritt – eine Frau. Die beiden Männer, die zu Fuß gehen mussten, waren auf den unebenen Pfad und die Durchquerung des eisigen Wassers schlecht vorbereitet – ihre Stiefel waren abgetragen, ihre Kleidung fadenscheinig. Einer von ihnen führte ein Packpferd, und beide Männer

waren mit Seilen an das vorantrabende Pferd mit seiner Reiterin angebunden. Sie waren nicht auf dem Land geboren und betrachteten das Wasser voller Furcht.

»Zu Fuß kommen wir bei dem Hochwasser nie durch diesen Creek. Das Wasser ist bestimmt entsetzlich kalt. Und die Strömung stark, wie es aussieht«, murrte der jüngere der beiden Männer.

»Das ist was für'n kräftigen Seemann, der auf schwerer See zu Hause ist. Nicht für solche wie uns«, stimmte der ältere Mann zu.

Die Frau auf ihrem Pferd hörte die beiden. »Ich hoffe, Sie halten sich nicht für feine Herren aus der Stadt. Sie beide sind jetzt lange genug hier, um Schwielen zu entwickeln. Wir durchqueren diesen Creek. Wir müssen noch ein gutes Stück weiterziehen, bevor es dunkel wird. Halten Sie sich an den Seilen fest.« Der spöttische und zugleich gebieterische Ton lud nicht zu Widerspruch ein.

Der ältere der beiden Sträflinge, der auch das Packpferd führte, antwortete zögerlich in unterwürfigem Ton: »Ma'am, es ist wirklich gefährlich. Bei allem Respekt, seien Sie vorsichtig. Das kann einen mitreißen, wenn man nicht aufpasst.«

»Ich bin mir der Gefahr durchaus bewusst. Wir sind schnell hinüber, wenn wir uns sputen. Gehen Sie hinunter ans Ufer. Ich mache die Seile los.«

Geschickt löste die Frau die beiden Seile, die am Sattel befestigt waren und zu den Fesseln an den Knöcheln der beiden Sträflinge führten, die ihr für die letzten sechs Monate ihrer Haftstrafe zugeteilt worden waren.

Sie war keine Schönheit, aber eine bemerkenswerte Frau, und man sah sofort, dass sie nicht mit sich spaßen ließ. Wie die Etikette es verlangte, ritt sie im Damensitz und saß auf ihrem großen ledernen Stocksattel so komfortabel wie in einem Lehnstuhl. Ihren langen schwarzen Rock hatte sie

über ihre Beine geworfen, und der mit einem Stiefel bekleidete Fuß steckte fest im Steigbügel. Die scharlachrote Jacke über ihrer dezenten Bluse war ein leuchtender Farbleck an diesem grauen, nassen Tag. Auf dem Kopf trug sie einen Hut aus den geflochtenen Blättern der Keulenlilie, wie er bei den Männern der Gegend sehr beliebt war. Die Krempe beschattete ihr Gesicht, und ihre Haare lagen fest zusammengerollt unter dem Kopfteil. Für modische Damenhäuben fehlte es ihr an Zeit oder Geschmack. In den behandschuhten Händen hielt sie die Zügel und eine Peitsche.

»Wenn Sie den Halt verlieren, halten Sie den Kopf über Wasser, und strampeln Sie kräftig. Halten Sie sich am Seil fest, dann werden Sie hinübergezogen.«

Der schwarze Hengst wappnete sich für den Ritt durch den Creek. Ross und Reiterin hatten schon früher überflutete Furten durchwatet.

Sie trieb das Pferd vorwärts, und es schritt sicher aus, während das Wasser um seine Brust wogte. Die Frau warf einen Blick zurück auf die besorgten Mienen der Männer, die unterdessen vorsichtig ins Wasser wateten, das ihnen bald bis zu den Achselhöhlen ging. Einer hielt das Seil über den Kopf, während das Packpferd mutig durch die Strömung schritt. Es war stark und ein recht geschickter Schwimmer, wenn es sein musste. Falls es den Halt verlor, würde der Mann es freilassen, damit es selbst aus dem Wasser klettern konnte. Selbst einem normalerweise schmalen Flösschen wie diesem konnte man nicht trauen, wenn es nach einem Unwetter angestiegen und das Wasser schlammig war.

Ehe die Frau die Aufmerksamkeit wieder auf den Weg vor ihr richten konnte, stolperte der Hengst über einen Baumstamm unter seinen Hufen, und plötzlich trieben sie in einem tiefen Loch, in dem die Strömung in einem Strudel umherwirbelte. Das Pferd wurde zur Seite geschleudert, die Reiterin aus dem Sattel gerissen.

Die beiden Männer und das Packpferd standen auf festem Untergrund und mussten hilflos mit ansehen, wie die Frau abgetrieben wurde. Der Hengst schwamm mit hoch erhobenem Kopf und starken Beinbewegungen, bis er wieder Halt unter den Hufen fand. Immer wieder auf Steinen ausgleitend, gelangte er in flacheres Wasser und stürmte die steile Böschung hinauf, während Wasser vom Sattel herabströmte. Die Männer zerrte er hinter sich her. Klirrend schlugen die Hufe des Packpferdes gegen Steine, und dann kletterte es ebenfalls aus dem rasend dahinströmenden Wasser; der jüngere Mann umklammerte die Zügel, glitt auf der Böschung aus, kam aber wieder auf die Beine.

Beide Männer hielten Ausschau nach ihrer Herrin, doch die war nicht mehr in Sicht. Sie befreiten sich von den Seilen, stolperten am Ufer des Creeks entlang und hielten sich dabei an den Bäumen fest, bis sie einen roten Farbleck entdeckten, der zwischen den Wurzeln eines von den Fluten umgeworfenen Baumes eingekellt war. Die Frau suchte sich zu befreien, doch das Gewicht ihrer mit Wasser vollgesogenen Rösche sowie die reißende Strömung zogen sie immer wieder herab. Die Männer sahen einander an. Hier war die Gelegenheit, sich mit zwei Pferden in die Freiheit davonzumachen.

»Wir würden nicht weit kommen, Jungchen«, sagte der Ältere.

»Ich schätze, es würde ein böses Ende nehmen mit uns, wo wir unsere Zeit fast abgesehen haben«, räumte der Jüngere widerstrebend ein. »Was sollen wir tun?«

»Hol die kleine Axt vom Packpferd. Damit hacken wir uns einen Weg durch dieses Gestrüpp. Hol auch ein Seil, das wir ihr zuwerfen können.«

Die Männer arbeiteten rasch, während die Pferde mit peitschendem Schweif geduldig am Ufer standen und die Mähnen schüttelten.

»Wir kommen zu Ihnen hin, Ma'am, halten Sie durch«, rief der ältere Mann.

Die Miene der Frau war grimmig, und mochten ihre Arme auch ermüden, während das Wasser unentwegt an ihren Rücken zertrte, so klammerte sie sich doch entschlossen am Baumstamm fest.

Der ältere Mann warf ihr das Seil zu, und sie fing es auf. Das andere Ende des Seils befestigte er an einem nahe stehenden Baum, während der jüngere Mann sich mit der Axt rasch einen Weg durch die dicht wachsenden Sträucher und Schösslinge am steilen Ufer bahnte.

»Gut gemacht, Junge. Das reicht.« Er warf der eingezwängten Frau einen aufmunternden Blick zu. »Fertig?«, rief er.

Die Frau zögerte, ihren Halt loszulassen.

»Es ist stark, Ma'am. Das reißt nicht. Halten Sie sich fest.«

Da vertraute sie sich ihnen an, ließ den Baum los und wurde trotz des Gewichts ihrer vollgesogenen Rösche rasch an Land gezogen. Sie stolperte die Böschung hinauf und richtete sich dann hastig auf, bemüht, einen Rest an Würde und Autorität zu wahren. Die Männer beschäftigten sich angelegentlich damit, das Seil aufzurollen, die Axt in einer Satteltasche zu verstauen und ihre Kleidung auszuwringen.

»Das war Glück. Und gut mitgedacht. Ich bin Ihnen dankbar«, sagte die Frau knapp. »Ich muss eine trockene Jacke heraussuchen. Mein Rock trocknet beim Reiten.«

»Wir ziehen weiter?«, fragte der junge Mann überrascht.

Die Frau zog eine Augenbraue hoch. »Haben Sie geglaubt, wir würden hier an dieser elenden Furt lagern, nur weil wir nass geworden sind? Wir werden in Port Macquarie erwartet, und wir werden rechtzeitig dort sein.«

Sie ging zum Packpferd, und die Männer wechselten einen enttäuschten Blick.

»Wir hätten sie dalassen sollen. Weiterziehen. Hätten ein-

fach einen Unfall melden sollen«, flüsterte der jüngere Mann zornig.

»Hättest du damit leben können? Ich nicht.«

»Aber sie wird uns doch jetzt sicher nicht auspeitschen lassen? Nach dieser Sache?« Das Gesicht des jungen Mannes war rot vor Zorn. Und vor Angst. Er war vom Pech verfolgt. Nun hatte er zum ersten Mal selbstlos gehandelt und dabei, wie er es sah, erfahren, dass Ehrlichkeit und Anständigkeit sich nicht auszahlten.

»Vielleicht verschont sie uns jetzt«, antwortete der ältere Mann.

»Und wenn nicht? Ist sie so eine hartherzige Frau?«

»Wenn nicht, dann ist es schnell genug vorbei«, meinte der alte Mann gleichmütig.

Als die Frau in einer trockenen Jacke zurückkehrte, wandte der junge Mann sich mit verdrossener Miene ab. »Jetzt müssen Sie uns wohl wieder an den Pferden festbinden?« Er riss am Seil.

»Habe ich Ihr Wort, dass Sie neben mir bleiben? Sie können abwechselnd auf dem Packpferd reiten. Wir müssen weiter. Ehe es dunkel wird, schlagen wir ein Lager auf. Holen Sie die Pferde.«

Sie wandte sich an den älteren Mann, während der jüngere zu den Pferden trottete. »Ich werde nicht vergessen, was Sie heute getan haben. Aber ich bin gezwungen, zu tun, was getan werden muss.«

Die Miene des Mannes war ausdruckslos. »Wie Sie meinen, Miss Kelly.«

Sie schwang sich in den Sattel und sah zu, wie er dem jüngeren Mann aufs Packpferd half. »Entscheiden Sie selbst, wann Sie sich abwechseln wollen.«

Sie trieb ihr Pferd weiter die Böschung hinauf, hielt an der Stelle an, wo der Pfad wieder eben wurde, und beobachtete, wie das Packpferd hinter ihr herkletterte. Der ältere Mann

folgte zu Fuß und stützte sich auf einen dicken Stock, den er irgendwo gefunden hatte. Der junge Mann saß zusammengesunken und mit gesenktem Kopf auf dem Pferd und dachte grimmig an die Bestrafung, die ihn im Bezirksgefängnis erwartete.

Sie hatten ihrer Arbeitgeberin tatsächlich Schaden zugefügt, hatten Rinder ohne Brandzeichen umherstreunen lassen, so dass sie ohne weiteres eingefangen und heimlich »gekauft« werden konnten. Es war ihnen wie eine leichte Art, ein wenig Geld einzustreichen, erschienen. Auf den dichtbewaldeten Hügeln von Miss Kellys nicht eingezäuntem Besitz ging häufig Vieh verloren. Doch der Käufer war entdeckt worden, ehe er die Tiere mit seinem Brandzeichen versehen konnte. Er hatte keine Zeit verloren, sondern die beiden Schuldigen genannt und seine eigene Unschuld beteuert. Folglich sollten die Männer nun in Übereinstimmung mit den Vorschriften über die Sträflingsarbeit für freie Siedler bestraft werden, wie es das Gesetz vorsah.

Doch Miss Isabella Kelly würde ihre Männer nicht dem örtlichen Richter ausliefern, einem Mann, von dem sie wusste, dass er sie verachtete. Sie zog die längere Reise nach Port Macquarie vor, wo die Männer ihre Strafe abgeleistet hatten, bis man sie ihr zugeteilt hatte. Im Jahre 1840 gab es noch keine Siedlungen zwischen ihrem Besitz am Mount George und Port Macquarie am Hastings River.

Acht Tage später kehrten sie auf demselben Weg zurück. Diesmal stellte die Durchquerung des Creeks kein Hindernis dar. Das Wasser war zurückgegangen, das Flüschen gluckste freundlich und glitzerte im Sonnenlicht. Die Frau würdigte die Stelle stromabwärts, wo sie beinahe untergegangen wäre, keines Blickes. Auf die Männer wirkte das, als erinnerte sie sich nicht mehr an jenen Tag und wäre nur daran interessiert, recht bald nach ihrem Vieh auf den entlege-

nen, sanft gewellten Hügeln zu sehen, die sie als Teil ihres Traums, eine erfolgreiche Siedlerin in diesem weiten, bezaubernden Land zu werden, roden ließ.

In Port Macquarie erzählte man sich die Geschichte von Isabella Kellys Unfall und der Rettung durch ihre Sträflinge bald immer stärker ausgeschmückt, weit dramatischer als die Fassung des jungen Sträflings, den man dort vor Gericht gestellt und der nicht nur unter den Schmerzen durch die Peitschenhiebe gelitten hatte, sondern ebenso sehr unter dem, was ihm als große Ungerechtigkeit erschien.

Es gab viele, die abschätzig den Kopf schüttelten, als sie die Geschichte hörten. Die überwiegende Mehrheit der Männer in der Kolonie hegte eine Abneigung gegen Miss Isabella Kelly. Ihrer Meinung nach war es falsch von ihr, sich in Männerangelegenheiten zu mischen. Die Besiedlung des Landes und die Beaufsichtigung von Sträflingen waren Männersache. Isabella Kelly mochte eine stolze Frau sein, doch früher oder später würde sie straucheln oder scheitern. Es war nicht recht, dass eine alleinstehende Frau ohne Angehörige – eine Waise aus der alten Heimat – die Männer im Bezirk in der Vieh- und Pferdezucht ausstach. Sie war eine distanzierte und daher geheimnisvolle Person, die nicht zur landläufigen Lebensweise der neuen Siedler passte.

Doch die Legende, die sich um sie ranken sollte, nahm gerade erst ihren Anfang.

Sydney, 1998

Lara Langdon saß zusammengesunken im Sessel, als versuchte sie, mit dessen verblichenem Blumenmuster zu verschmelzen, um dem zu entgehen, was um sie herum geschah.

Gedämpfte, besorgte Stimmen in einem Nebenraum. Autos, die ankamen und wieder davonfuhren. Das Klingeln eines Telefons.

Ihre Tochter kam, in düsteres Schwarz gekleidet, herein und wirkte besorgt und zaghaft.

»Bitte geh, Dani. Lass mich allein. Geh einfach«, sagte Lara.

»Mum, du kannst nicht hierbleiben. Ich weiß, du fühlst dich schrecklich, aber du musst zur Beerdigung gehen«, bat Dani sanft. »Es wird schon gehen. Ich lasse dich nicht eine Minute allein.« Ihr Blick war traurig, ihr Kummer offensichtlich. Ihre Mutter tat ihr leid, und sie kniete neben dem Sessel nieder, nahm ihre Hand und drückte sie tröstend.

Laras Mutter, Danis Großmutter Elizabeth, war gestorben. Dani versuchte, sich vorzustellen, wie sie sich fühlen würde, wenn sie selbst ihre Mutter verloren hätte, die dort zusammengesunken im Sessel saß, und ihr Herz krampfte sich zusammen.

»Mum, die Leute werden es ziemlich merkwürdig finden, wenn du zu Hause bleibst. Komm wenigstens zum Gottesdienst. Sie werden glauben, du hast sie nicht geliebt oder geachtet.«

»Ich habe mich nie darum geschert, was die Leute denken. Sie auch nicht.«

»Das stimmt nicht. Elizabeth war es unglaublich wichtig, was die Leute über sie gedacht haben. Sie hat bloß so getan, als wäre es ihr egal.«

»Dani, du verstehst mich nicht. Ich gehe *nie* zu Beerdigungen!« Laras Augen funkelten zornig.

Dani hätte beinahe gelächelt. Sie war froh, dass sie ihre Mutter endlich aus ihrer Lethargie gerissen hatte. Doch dann seufzte sie. Es stimmte. Lara ging Beerdigungen schon ihr ganzes Leben lang aus dem Weg. Wirklich sehr sonder-

bar. Sie hatte immer eine Entschuldigung, sei es, dass sie im Ausland oder in einem anderen Bundesstaat lebte, in Arbeit erstickte oder eine häusliche Krise bewältigen musste.

Wenn die Leute nur wüssten, welche Angst Lara vor dieser Beerdigung hatte. Die heitere, unbeugsame, starke Frau, die so viel erreicht hatte. Doch Lara, Danis Mutter, war unfähig, mit dem Tod umzugehen.

Dani musste an den Tag denken, an dem sie in den Ferien von der Universität nach Hause gekommen war und ihre Katze vor dem Gartentor gefunden hatte, von einem Auto überfahren. Lara hatte sich ins Haus geflüchtet, und Dani hatte den reglosen, weichen Körper aufheben müssen. Sie hatte ihr totes Haustier in den Armen gewiegt und war mit ihm im Garten umhergegangen, hatte ihm vorgesungen und zu ihm gesprochen. Als Gordon Langdon, ihr Stiefvater, nach Hause gekommen war, hatten die beiden die Katze unter einem hübschen Strauch begraben.

Später hatte Lara mit versteinerner Miene das Abendessen serviert und den Vorfall mit keiner Silbe erwähnt. Doch Dani hatte gewusst, dass sie alles durchs Fenster im ersten Stock beobachtet hatte.

In den vergangenen Jahren hatte Dani mehrfach versucht, ihrer Mutter zu helfen, sich der unausweichlichen Tatsache zu stellen, dass Elizabeth rasch schwächer wurde. Doch Lara hatte das Thema immer beiseitegeschoben: »Lass uns das jetzt nicht erörtern. Ich kann den Gedanken daran nicht ertragen.«

Lara hatte die Angewohnheit, von Unangenehmem abzulenken – mit einer abschätzigen Handbewegung, indem sie den Kopf wegdrehte, Blickkontakt vermied und mit einer heiteren Bemerkung das Thema wechselte. Jetzt hatte sie die Augen geschlossen und rührte sich nicht. Doch dies ließ sich nicht einfach ignorieren.

Dani fragte sich, an welche besonderen Augenblicke Lara

sich gerade erinnern mochte. »Mum, es bleibt noch genug Zeit, sich an alles zu erinnern ... hinterher«, sagte sie sanft.

Lara öffnete die Augen. »Ich habe an den Mann gedacht, der die Markise auf der Veranda reparieren wollte. Er hat sich nicht wieder gemeldet, weißt du?«

Schockiert starrte Dani ihre Mutter an, dann stand sie auf. »Okay, das reicht, Mum. Wir müssen gehen.« Sanft, aber unnachgiebig zog sie Lara auf die Füße und schob sie ins Schlafzimmer. »Wo sind deine Schuhe und deine Jacke? Und deine Tasche?«

Lara stand ganz zahm da, mit so unbeteiligter Miene, als ginge sie das alles nichts an. Doch als Dani einen dunkelblauen Blazer aus dem Schrank zog, kehrte Lara zurück in die Gegenwart und schüttelte den Kopf. »Nein, den nicht.« Sie nahm eine schwarze Wildlederjacke vom Bügel und zog sie an, dann schlüpfte sie hastig in ihre Schuhe. »Komm, bringen wir es hinter uns.« Dann ging sie hinaus zu Danis Auto.

Dani hatte eigentlich nicht fahren wollen, doch alle anderen waren bereits fort, und nun blieb ihr keine andere Wahl.

Eine Weile fuhren sie schweigend dahin, dann fragte Lara plötzlich: »Hast du das Testament gesehen?«

»Nein. Aber ich weiß, was sie wollte. Erstaunlicherweise hat sie eines Tages mit mir darüber gesprochen. Wir haben alles so gemacht, wie sie es haben wollte. Ich hatte es dir erzählt, aber du hast es nicht richtig mitbekommen, ich weiß. Alles wird gutgehen, Mum.«

Dani hatte die Wünsche ihrer Großmutter erfüllt und einheimische Blumen, ein australisches Gedicht sowie einige schöne alte Lieder bestellt, und ihre Asche würde man auf einem stillen Seitenarm eines der zahlreichen Wasserwege Sydneys verstreuen. Dani kannte die Stelle, die Elizabeth ihr beschrieben hatte. Sie hatte ihr das alles bereits zehn Jahre zu-

vor versprochen, als sie erst fünfzehn Jahre alt gewesen war. Es war kein einfaches Gespräch gewesen, doch Elizabeth hatte auf ihren Wünschen bestanden, denn sie hatte in ihrer Enkelin ihre eigene innere Stärke erkannt. Lara war in Elizabeths Augen weich, schwach, ließ sich zu leicht von anderen beeinflussen. Dani hatte Rückgrat und trat furchtlos für ihre Überzeugungen ein. Elizabeth hatte gewusst, ihre Enkelin würde dafür sorgen, dass ihre Wünsche erfüllt wurden.

Lara war eine dieser Frauen, die Aufmerksamkeit erregten, die Blicke auf sich zogen, nach der die Männer sich umdrehten. Als junge Frau war sie sehr attraktiv gewesen, doch später hatte ihre Anziehungskraft zunehmend darin gelegen, dass sie zusätzlich zu ihrem guten Aussehen eine besondere Ausstrahlung entwickelt hatte. Die Menschen interessierten sich für sie, wollten sie kennenlernen. Lara hatte eben einfach dieses gewisse Etwas. Dani hatte es längst aufgegeben, zu ergründen, was genau die Leute zu ihrer Mutter hinzog.

Dani selbst war mehr als nur hübsch, sie war beeindruckend und strahlte Stärke und Persönlichkeit aus. Allerdings war ihr nicht klar, dass sie auf ihre eigene Art ebenso attraktiv war wie ihre Mutter.

Und so war es Dani, welche die Gäste begrüßte und allen für ihr Kommen dankte, die ihre unglückliche, geistesabwesende Mutter während des Gottesdienstes und der Beerdigungszeremonie physisch wie emotional stützte. Die Gäste sahen Laras verlorenen Blick, sahen, dass diese sich hilfesuchend an ihre Tochter wandte, wenn sie Fragen beantworteten und Entscheidungen treffen musste, dass sie immer wieder zurückblieb, als hätte sie mit den Vorgängen des Tages nichts zu schaffen. Sie verspürten Mitleid mit Lara, und alle bewunderten sie die Gelassenheit ihrer Tochter, ihre Stärke und ihren Charme. Lara war dankbar, dass Dani die Zügel in die Hand genommen hatte.

Danis Ehemann nahm sie kurz beiseite. »Wie geht's weiter? Fährst du deine Mutter zurück zu ihr oder zu uns?«

»Jeff, ich fahre sie nach Hause und bleibe bei ihr. Kannst du den Kleinen abholen und ihn mit seinen Sachen vorbeibringen? Vergiss aber nichts. Ruf mich an, bevor du losfährst, damit wir das vorher noch mal checken können.«

»Dani, das ist ein ganz ungünstiger Zeitpunkt. Tim schläft endlich durch. Wenn er bei deiner Mutter schlafen muss, wird ihn das nur aus seinem Rhythmus reißen.«

»Ja, meine Großmutter hat sich einen ungünstigen Zeitpunkt zum Sterben ausgesucht. Aber ich lasse meine Mutter nicht allein. Und ich werde nicht versuchen, Milch abzupumpen.«

Jeff sah das gefährliche Funkeln in den Augen seiner Frau. »Laras Ex-Mann ist hier. Gordon ist doch sehr nett. Er hat ihr jede erdenkliche Hilfe angeboten.«

»Ich glaube nicht, dass meine Mutter im Augenblick ihren Ex-Mann sehen will. Geh du mit ihm essen. Hol nur vorher Timmy beim Babysitter ab. Wir sehen uns dann bei Mum.«

Lara wartete im Auto. Es war ihr gleich, wohin sie fahren, Hauptsache, jemand anderes kümmerte sich um alles. Sie dachte an ihr kühles weißes Schlafzimmer. Seit ihrer Scheidung war es dort stets so, wie sie es wünschte. Gordon war so unordentlich. Sie hatte es nicht ausstehen können, dass er seine Kleidung immerzu auf den Boden oder über einen Stuhl geworfen, Papiere oder Mappen übers Bett verstreut oder nasse Handtücher einfach auf dem Boden liegen gelassen hatte, oder wenn der Badezimmerspiegel voller Wasserspritzer gewesen war.

Lara hatte schon in so vielen Häusern gewohnt. Bilder dieser Häuser wirbelten ihr nun durch den Kopf: Amerika, Asien, das australische Outback, Perth, Sydney. Davor London, da war sie noch unverheiratet gewesen. Und als kleines

Mädchen Cedartown, am Fluss, in einem Tal, das sie kaum kannte. Das alles schien so lange zurückzuliegen.

Als Dani ins Auto stieg, setzte Lara dem schnell an ihr vorbeiziehenden Bilderstrom aus der Vergangenheit ein Ende. »Manche Leute waren komisch angezogen, findest du nicht?«, bemerkte sie, als sie dem letzten Wagen mit Beerdigungsgästen zurück in den Stadtverkehr folgten.

Es war vorüber, und sie waren allein.

Laras Haus in einem Sydneyer Vorort war so wie immer ... sauber, aufgeräumt, voller Blumen. Die Katze hatte sich auf ihrem Lieblingskissen zusammengerollt. Danis kleiner Sohn schlief in seinem Reisebettchen neben ihrem Bett. Sie hatte nochmals nach ihrer Mutter gesehen, doch die schlief, nachdem sie folgsam eine Schlaftablette eingenommen hatte. Draußen war alles still, im Haus ebenfalls.

Dani fragte sich, ob ihr Mann Jeff wohl gerade zu Hause oder noch mit Gordon Langdon, Laras charmantem, wenn auch langweiligem Ex-Mann, unterwegs war. Sie drehte sich auf die Seite. Sie könnte zwar nie wieder bei ihrer Mutter leben, doch es war schön, wieder einmal unter ihrem Dach zu schlafen. Lange Zeit war Lara Dani sicherer Hafen und Stütze gewesen, und eine Freundin, doch allmählich trat in ihrer Beziehung eine Veränderung ein. Dani spürte, wie die Last der Verantwortung sich nun auf ihre Schultern senkte. Sie hatte einen Sohn, um den sie sich kümmern musste, und die Mutter-Tochter-Rollen verschoben sich. Zudem wurde ihr mit aller Macht, jedoch ohne dass es sie beunruhigt hätte, klar, dass sie sich auch um sich selbst kümmern musste. Jeff war nicht so für sie da, wie sie es sich von ihrem Ehemann immer vorgestellt hatte. Unbewusst hatte sie das bereits während der Schwangerschaft erkannt. Falls sie geglaubt hatte, ein Baby würde ihre Ehe wieder kitten, so wusste sie nun, dass sie sich geirrt hatte. Es war tröstlich, zu wissen, dass ihre Mutter ihr durch die schwere

Zeit, die unausweichlich vor ihr lag, hindurchhelfen würde.

Dani dachte daran, wie ihre Großmutter, die reizbare, entschlossene Elizabeth, ihre Tochter Lara in schwierigen Lebensphasen stets unterstützt hatte. Und Lara hatte oft von ihrer Großmutter Emily, Elizabeths Mutter, gesprochen. Emily war eine ebenso willensstarke Frau gewesen, eine englische Rose aus London, die nach dem Ersten Weltkrieg nach Australien gefahren war, um ihre Soldatenliebe zu heiraten. Sie hatten sich in einem kleinen Städtchen ein Stück die Küste hinauf niedergelassen. Cedartown. Es musste schwer für Emily gewesen sein, die nahe dem Zentrum einer der großen Weltstädte aufgewachsen war.

Dani selbst war nie in Cedartown gewesen, wo ihre Urgroßmutter Emily, ihre Großmutter Elizabeth und für kurze Zeit auch ihre Mutter Lara gelebt hatten. Vielleicht sollte sie Cedartown eines Tages einen Besuch abstatten, um zu sehen, wo ihrer aller Geschichten begannen. Vielleicht. Eines Tages.